Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 39 (1963-1964)
Heft: 11

Artikel: Das Mühlenrad
Autor: Sarasin, Hildegard
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1073841

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 30.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Mühlenrad

Erzählung von Hildegard Sarasin

Zeichnung von Helen Sarasin

Wenig Erlebnisse haben sich mir so unauslöschlich eingeprägt wie jener Tag in der Schwarzwaldmühle. Ich hatte als Kind manche Ferienwoche bei den uns befreundeten Müllersleuten verbracht. Die Geschichte mit den Fröschen fiel in die Zeit meines letzten Aufenthaltes. Ich war damals etwa neun Jahre alt. Im Herbst nach jenen Sommerferien starb die Frau des Müllers. Mit ihrem Tod brach die Verbindung zwischen meinen Eltern und jener Familie im Schwarzwald ab.

Diese letzten Ferien leben in meiner Erinnerung als eine Reihe strahlender Sommertage. Wohl gab es hin und wieder ein heftiges Gewitter, aber das trübe Wetter hielt nie an. Die Sonne war mein Wecker. Schon am frühen Morgen verfing sich ein Strahl im goldgerahmten Spiegel der angrenzenden Stube. Sobald sein Widerschein an der Wand meines Alkovens flimmerte, war es Zeit für mich aufzustehen.

Auch an diesem besonderen Tage spielte der mattgelbe Fleck über die verblichene Tapete. Wie erlöst schlug ich die schwere Decke zurück. Weggeblasen waren die bangen Träume der verflossenen Nacht. Munter glitt ich über die hohe Kante des fremden Bettes zu Boden und eilte barfuß durchs anliegende Zimmer ans offene Fenster. Es war schmal und hoch und saß tief in der dicken Mauer.

Unter mir schimmerte der Obstgarten im Frühlicht. Weiche Schatten lagen schräg über dem Gras. Hell glänzte das Laub der Bäume. Mitten durch die Wiese schoß ein kleiner Bach. Starke Bretter schützten seine Ränder. Rötlichbraun leuchtete das feuchte Holz. Da und dort staute sich das Wasser an überhängenden Pflanzenbüscheln. Kleine Wirbel sprangen auf und drehten sich gurgelnd im Kreise. Glitzernde Tropfen sprühten über die gepeitschten Halme. Aber der Bach drängte ungestüm vorwärts. Brausend stürmte er dem großen Mühlrad am Haus entgegen.

Jetzt rauschte es hoch über mir in den Lüften. Ein Taubenschwarm löste sich vom Giebel der Mühle, schob sich wie eine dunkle Wolke vor die Sonne und sank langsam zur Erde. Ein Teil der Vögel verlor sich im hohen Gras. Die meisten jedoch sammelten sich am Wasser. Sie krallten sich an die schlüpfrigen Bretter zu beiden Seiten des Bächleins und begannen ihre Morgentoilette. Eifrig putzten sie ihr glattes Gefieder, tauchten dazwischen die Köpfe ins reißende Wasser und bespritzten sich Brust und Nacken. Grünviolett schimmerten ihre wendigen Hälse im Grau der ausgebreiteten Flügel.

Es war ein liebliches Bild. Viele Jahre sind seit jenem Morgen vergangen, aber die badenden Tauben habe ich nie vergessen.

Als ich nach einer Weile die Augen hob, sah ich fern über den Bäumen eine Rauchfahne gen Himmel steigen. Im Hause des Bürgermeisters wurde Feuer gemacht. Es war höchste Zeit. Meine Freundin von drüben saß gewiß schon beim Frühstück. Rasch trat ich vom Fenster zurück und spürte nun auch das leise, gleichmäßige Zittern des Fußbodens unter den nackten Sohlen. Wie fernes Donnern drang ein dumpfes Rollen an mein Ohr. Das große Mühlenrad war in Betrieb gesetzt worden.

Schnell warf ich die Kleider über. Dabei streifte mein Blick flüchtig die seltsam geschweiften, glänzend polierten Möbel der «guten Stube». Meine Hand faßte gewohnheitsmäßig nach dem Deckel des Tafelklaviers. Er war wie immer verschlossen. Nie wurde hier musiziert. Das Zimmer hatte einen eigentümlichen Geruch. Mich berührte er fremd und unvertraut. Der offene Alkoven gähnte mir wie der weite Rachen eines Tieres entgegen. Plötzlich graute mir. Es war, als kehrten die bösen Nachtträume wieder. Da vernahm ich Stimmen im Flur. Jemand rief meinen Namen. Schon verflog meine Angst. Ich hüpfte fröhlich singend zur Küche hinunter.

An diesem Morgen war meine Freundin vom Nachbarhaus nirgends zu finden. Wahrscheinlich war sie mit ihren Eltern aufs Feld gefahren. Ohne Marie war aber der Tag öd und leer. Sie war der beste Spielkamerad. Noch sehe ich sie vor mir, klein, stämmig, kräftig gebaut. Krauses feuerrotes Haar umrahmte die runde Stirn. Das spitze Näschen war von Laubflecken bedeckt. Die blaßblauen Augen lachten schlau. Marie kannte keine Angst. Sie war voll Übermut und Lebenslust, zu jedem tollen Streich bereit.

Kein Wunder, daß sich der Morgen ohne die Freundin in die Länge zog. Ziellos strich ich ums Haus und gesellte mich schließlich zu Elise, die im Gemüsegarten werkte. Sie war die Tochter des Müllers, ein stilles, gescheites Mädchen, das eben die Haushaltungsschule beendet hatte. Während die gute Elise ihre Beete putzte, lungerte ich müßig bei den Johannisbeerbüschen herum, stopfte mir dann und wann eine Handvoll Beeren in den Mund und zwängte mich endlich durchs Dickicht, bis ich die Gartenmauer erreichte. Lautlos huschten graugrüne Eidechsen über die warmen Quadersteine der niederen Brüstung. Sie flüchteten vor meinem Schatten, verschwanden spurlos in den engen Fugen der Mauer.

Ich stand hier, nur durch einen gepflasterten Fahrweg getrennt, dem Eingang der Mühle gegenüber. Die Ellbogen aufgestützt, verfolgte ich das rege Treiben jenseits der Straße. Aus dem offenen Tor kam der Knecht, den Rücken unter der Last eines schweren Sackes gebeugt. Er ließ ihn keuchend auf einen Leiterwagen fallen. Adolf, der Sohn des Hauses, überwachte vom Bock aus seine Arbeit. Er knallte ungeduldig mit der Peitsche, verjagte wohl auch die Bremsen vom Rücken der beiden Pferde und fluchte, wenn ein Mehlsack nicht halten wollte. Kaum hatte er mich entdeckt, fing er an, mich zu necken. Sein lautes Gelächter war mir zuwider. Ich war froh, als sich der Wagen knarrend in Bewegung setzte. Lärmend polterte er zur Landstraße hinan.

Drüben erschien jetzt der alte Müller auf der Schwelle. Er winkte. Es war ihm nicht entgangen, daß ich die Späße seines erwachsenen Sohnes haßte. Nun störte uns niemand mehr. Ohne Zögern kletterte ich über die Gartenmauer und eilte zu meinem Freunde. An seiner Hand durfte ich die Mühle betreten.

Im dämmrigen Dunkel des Raumes unterschied ich zunächst kaum die Umrisse der großen Mühle. Die Luft war voll Staub. Matte Lichtstrahlen lagen wie breite Bänder darüber. Es roch nach Mehl. Ich drängte mich, leicht benommen, an meinen Beschützer. Der Lärm der Maschinen, das Rütteln der riesigen Trichter und das Geräusch der mahlenden Steine erschreckte mich. Das Getöse verschlang unsere Stimmen. Doch der Müller verlor seine Ruhe nicht. Ohne Hast führte er mich zu den mächtigen Truhen, schlug wohl einen Deckel zurück und zeigte mir das einströmende Mehl. Gleichmäßig rieselnd füllte es den Kasten. Es war weiß und leicht, ich hätte mit beiden Händen hineinfahren mögen. Aber der Deckel fiel zu, bevor ich der Versuchung nachgeben konnte.

Der alte Mann führte mich über die Treppe zur Galerie. Oben standen wir in gleicher Höhe wie die Getreidetrichter. Von hier aus wurde das Korn eingefüllt. Durch das Rucken und Zucken der schweren Behälter glitten die Körner tief und tiefer. Ich beugte mich neugierig über das Holzgeländer. Eines wurde mir klar: Durch diesen engen Schlund am Boden des Trichters würde sich niemals ein menschlicher Körper durchzwängen können. Die Sache mit Max und Moritz war also doch ein Schwindel. Ich lachte erleichtert. Mir wurde wieder wohler.

Der Müller faßte mich um die Schultern. Er wies auf die Riemen und Räder, die dicht über unseren Köpfen schwirrten. Durch den Lärm der Maschinen vernahm ich nun deutlich das Poltern des Wasserrades an der Außenseite der Mauer.

«Paß auf», schrie der Alte, «ich stell die Maschine ab!» Er riß einen Hebel von der Wand zurück. Fast augenblicklich verebbte der Lärm. Die Schwungräder taumelten, lose hing der schwere Treibriemen herunter. Das Rucken der Trichter verstummte, die Mühlen standen still. Hinter der Mauer wurde das Donnern des Mühlrades schwächer. Nur leeres, dünnes Wassergeplätscher drang schließlich durch die Wand.

Unheimlich laut schallte die Stimme des Müllers unter dem weiten Gewölbe. «Heute Mittag wird die Schleuse am Oberkanal geschlossen. Dann können wir das große Rad einmal putzen. Wenn du Lust hast, darfst du es dir ansehen.»

Mich durchfuhr es. Endlich sollte sich mein Wunsch erfüllen. Die kleine Tür oben am Bretterverschlag würde geöffnet werden. Dann konnte ich das Mühlrad aus der Nähe betrachten. Wie ich mich freute! Und doch, plötzlich spürte ich einen Druck auf der Brust. Etwas Dunkles, willkürlich Zurückgehaltenes regte sich in meinem Innern. Ich schwieg betreten.

«Fürchtest dich wohl vor dem großen Rad», lachte mein Freund, der meine Verlegenheit bemerkte. Zum Glück warf er zugleich einen Blick auf die Uhr. «Essenszeit, laß uns gehen!» Er nahm meinen Arm und wir trabten, ohne ein weiteres Wort zu verlieren, zu einer Tür am anderen Ende der Galerie. Sie führte in den oberen Hausflur. Hier vertauschte der Müller Schürze und Kittel mit einer Jacke. Als wir ins Eßzimmer traten, wartete die ganze Familie stehend am Tische. Im Chor murmelte man das Vaterunser. Dann schöpfte die bleiche, kränkelnde Hausfrau die Suppe in unsere Teller.

Aber das Essen schmeckte mir nicht. Die Geschichte mit dem Mühlenrad drückte mich. Vor einer Woche etwa hatten meine Freundin Marie und ich hinter dem Haus die Schweine gehütet. Diese Arbeit machten wir gern. Die Rückseite der Mühle senkte sich bis tief hinunter zum Mühlengraben. An dieser Wand drehte sich hinter einem Bretterverschlag das große Rad. Das Oberwasser, dasselbe an dem die Tauben frühmorgens geschnäbelt hatten, rauschte hier durch einen rohgezimmerten Holzkanal. Hohe Stützen lenkten ihn zur Verschalung am Haus. Durch eine Öffnung stürzte das Wasser direkt aufs Rad. Ständig tropfte Wasser aus der Rinne in den Graben. Dort wucherte großblättriger Huflattich und allerlei Sumpfgewächs.

In dieser feuchten, schattigen Mulde durften die Schweine frei laufen. Sie wühlten mit ihren Rüsseln gern im Morast und wälzten sich an heißen Tagen sogar grunzend auf der schlammigen Erde. Meistens lagen sie allerdings faul zwischen den Blättern, und wir brauchten uns kaum um sie zu kümmern.

Marie und ich lagerten uns bei einem Holunderstrauch am Wiesenhang. Es war schwül, wir dösten ein bißchen. Plötzlich erhielt ich einen Puff in die Seite. Marie saß kerzengerade vor mir und hielt den Finger am Mund. Da vernahm auch ich leise Stim-

men. Ein paar Dorfbuben bogen um die Ecke der Mühle und schlichen vorsichtig an den Schweinen vorbei zum Oberwasserkanal. Einige hielten große Blechbüchsen in den Händen. Ohne uns eines Blickes zu würdigen, eilten sie an uns vorüber und verschwanden gegen den Obstgarten.

Gerade das reizte uns. Wir sprangen auf und folgten der Horde. Wo der Wiesenbach in die Hohlrinne einsprang, kauerten die Buben im Gras und steckten die Köpfe zusammen. Plötzlich schnellte einer in die Höhe und schleuderte einen Gegenstand ins Wasser. Dann raste die ganze Gesellschaft wieder den Hang hinunter zu der Stelle, wo das Abwasser schäumend unter dem Bretterverschlag hervorquoll. Was da über das Mühlenrad in die Tiefe sauste, hätten wir zu gerne erfahren.

Die Buben aber wollten uns ihr Geheimnis nicht verraten. Sie kehrten uns den Rücken zu und lachten höhnisch. Das ließ sich jedoch Marie nicht bieten. Umsonst war sie nicht des Bürgermeisters Tochter. Sie schwang die Geißel und erklärte energisch, sie werde ihnen helfen, auf fremden Boden herumzustreunen. Entweder ließen sie uns mitmachen oder sie rufe den Müller herbei. Das half. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit wurden wir eingeweiht.

Was spielte sich hinter der Mühle ab? In den Büchsen hielten die Buben Frösche gefangen. Sie banden den Tieren die Hinterbeine zusammen und schleuderten die Wehrlosen in den Oberwasserkanal. In brausender Fahrt flogen die Frösche über das Mühlenrad in die Tiefe. Unten am Bach versuchte man, die Opfer wieder zu fangen. Aber so sehr wir uns anstrengten, im schäumenden Abwasser einen Frosch zu entdecken, es blieb uns versagt. Waren die Frösche zerschmettert, hatte sie der Bach weggeschwemmt, wir haben es nie erfahren. Eine Zeitlang rannten wir mit der wilden Bande hinauf und hinunter, schrien und lachten gerade so laut wie sie ob des grausamen Spiels. Dann aber, als uns die Frösche regelmäßig entwischten, langweilten wir uns bald. Die Knaben trabten enttäuscht und mißmutig heim. Wie trieben geräuschvoll unsere Schweine zum Stall.

In der Nacht aber konnte ich nicht schlafen. Das Schicksal der armen Frösche plagte mich. Furchtbare Angstträume verfolgten mich seither Nacht für Nacht.

Die Erinnerung an unsere böse Tat vergällte mir also das Mittagessen. Später schlich ich mit klopfendem Herzen hinters Haus. Die Tür am Bretterverschlag stand tatsächlich offen. Eine kurze Leiter war angelegt. Ich war allein. Zögernd erklomm ich die Sprossen. Und plötzlich erblickte ich das Rad. Dunkel, fast drohend stand es in seinem Gehäuse. Feuchte Luft schlug mir entgegen. Die mächtigen Schaufeln hingen voll Schlamm. Lange grüne Fäden glänzten naß an der Nabe. Beklommen starrte ich in die Tiefe. Wo waren die Frösche hingekommen? Ich sah sie im Geist mit zerschmetterten Gliedern auf dem Zementboden liegen. Elendiglich waren sie umgekommen. Angst würgte mich in der Kehle. Ich kletterte hastig abwärts und entfloh. Mein Weg führte dem Bach entlang, abseits der Mühle in die Stille der Natur.

Unter dichtem Gebüsch verborgen lag eine einsame Bucht. Hier hatte sich das Wasser in einem flachen Becken gesammelt. Im Schatten der überhängenden Zweige glänzte der Spiegel flaschengrün. Ein paar Wasserspinnen glitten lautlos über die Fläche. Sonst regte sich nichts.

Das war der Ort, wo ich, ein Märchenbuch auf den Knien, manch eine Ferienstunde lesend verbrachte. Hier hatte ich über das Märchen vom Froschkönig nachgedacht, mich wohl auch in die Rolle der schönen Prinzessin hineingelebt. In meiner Phantasie sah ich den Froschkönig auftauchen. Sein Krönlein blitzte, seine Goldaugen waren auf mich gerichtet. Lange lautlose Gespräche hatten wir miteinander geführt. Es waren schöne Stunden gewesen.

Heute nun lebte ich nicht im Märchen. Die harte, grausame Wirklichkeit hatte mich gepackt. Wie ein Gespenst verfolgte mich meine Schuld. Leeren Blikkes starrte ich auf das reglose Wasser. Kein Lüftlein trübte seinen Glanz. Kein Vogel sang. Ich schlug die Hände vors Gesicht. Das Märchen vom Froschkönig war ausgeträumt.